



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung. •

Nr. 22.

Wiesbaden, den 28. Februar 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Bismarck, Rußland und Oesterreich“, von Dr. V. Valentin. — „Vater und Sohn“. Aus Konstantinopels jüngsten Tagen. Von J. Weißkirch. — „Bei den deutschen Verwundeten in Lyon und Bordeaux“, von Max H. Junke. — „Eine Vision“. Kriegsflüge von B. Cusig. — „Vom Sinn des Krieges“, aus dem Feldpostbrief eines vor Verdun gefallenen Leutnants. — „Wildschweinjagd in den Karpathen“, von E. Ritter von Dombrowski. — „Alberbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienalters. — „Luftige Ecke“.

Zum Geleite:

Rußland gleicht einem starken und gesunden Mann, der von einer Krankheit befallen ist. Wenn er Rat annehmen und zwei oder drei Tage zu Hause bleiben will, wird er unmittelbar wohl werden und so stark wie je. Aber wenn er darauf bestehen will, auszugehen, umherzuspazieren und draußen Geschäfte zu erledigen, als wenn er wohl wäre, wird sich seine Krankheit fest auf ihn legen, und vielleicht wird er sterben. — Rußland muß zu Hause bleiben. — In der Mitte ist es faul, der Beamtenadel ist ein giftiges Geschwür, welches seine Eingeweide hinwegfrisst.
Bismarck.

Bismarck, Rußland und Oesterreich.

Von Privatdozent Dr. V. Valentin.

Bismarck hatte seine Tätigkeit als Minister des Auswärtigen mit drei Kriegen begonnen. Wenn er und sein preußischer Staat deshalb kriegs- und erobersdurftig erschienen, so waren die folgenden Jahrzehnte der überzeugende Beweis für das Gegenteil. Für Bismarck war der Krieg das höchste und letzte Mittel einer ihrem innersten Sinne nach friedfertigen Politik. Nach drei Seiten hat Bismarck nacheinander gekämpft und so dem deutschen Volkstum seine Stellung in Europa geschaffen. Er ist der letzte und größte Verwirklichter des nationalen Staatsgedankens geworden. Sein Reich wurde für das emporringende Deutschtum die Form des staatlichen Lebens, die es ebenbürtig neben die älteren schon lange kompakten Nationen stellte. Jetzt war es aufrecht, sicher, bewußt. Es war „saturiert“, wie Bismarck sagte. Es wollte jetzt weiter nichts als Arbeit im Frieden. Seinem Lebenswerk dafür die Sicherungen nach außen zu verschaffen — das ist der Inhalt von Bismarcks auswärtiger Politik.

In einem Gespräch unmittelbar vor dem Berliner Kongreß berührte Graf Schwalow die Frage eines russisch-deutschen Schutz- und Trutzbündnisses. Bismarck entwiderte als Antwort die großen Schwierigkeiten, die die Wahl zwischen Oesterreich und Rußland bedeuteten. Schwalow machte in der Diskussion die Bemerkung, für Bismarck sei der Gedanke an Koalitionen der Nachbarn wie ein Alpdrücken. Und Bismarck antwortete, das sei in der Natur der Lage begründet. In diesem kurzen Meinungs-austausch ist das ganze Problem von Bismarcks auswärtiger Politik enthalten. Er mußte Bündnisse fürchten und deshalb schuf er Bündnisse.

Sein eigentlichster Gedanke war ein Dreibund der Kaiserreiche von Osteuropa, und das monarchische Italien sollte sich an diesen Bloß konservativer und autoritativer Mächte anschließen. Unmittelbar nach dem Frankfurter Frieden schien sich durch den Austausch von Monarchenbesuchen etwas wie ein Dreikaiserbündnis zu bilden. Zu einem formellen Abschluß ist es nicht gekommen. Tatsache war nur, daß das Freundschaftsverhältnis mit Rußland wiederholt betont wurde und daß Oesterreich sich gerne bereit zeigte, die feindliche Haltung von 1870 zu verlassen und mit dem Sieger in ein Verhältnis des Vertrauens zu kommen. Es sind zwei Momente gewesen, die es verhinderten, daß aus der diplomatischen Entente eine lebensfähige Allianz wurde.

Oesterreich mußte nach dem Ausscheiden aus der deutschen Politik neue Ausdehnungs- und Entwicklungsmöglichkeiten im Osten suchen und wurde so der Konkurrent Rußlands in der Balkanpolitik. Und in Rußland selbst vollzog sich immer mehr eine Konsolidation des russischen Nationalismus. Es entstand durch eine Verbindung der verschiedensten Momente kultureller und politischer Natur jener phantastische Gedanke des Allslawentums, und er wandte sich nun vor allem gegen das Deutschtum, das seit Menschenaltern in diesem chaotischen Reich Pionierdienste geleistet hatte. Also sowohl zwischen Oesterreich und Rußland als zwischen Deutschland und Rußland entwickelte sich durch das Zusammenwirken innerer und äußerer Faktoren eine Entfremdung.

Der Ausgang des Krieges von 1870 hatte Rußlands Position im Orient bedeutend verstärkt. Das kaiserliche

Frankreich, der anspruchsvolle Schutzherr der lateinischen Christen in der Levante, schied jetzt aus. Die demütigendste Bestimmung des Pariser Friedens, das Verbot, die Dardanellen zu durchfahren, wurde während des Krieges von Rußland einfach beiseite geschoben. Damit verwandelte sich das Schwarze Meer wieder aus einem Binnensee in ein Stück Mittelmeer, und das bedeutete eine Zuspitzung des alten Gegensatzes zu England, der ja während des ganzen 19. Jahrhunderts der Angelpunkt der Weltpolitik ist. Rußland, dessen schwerer binnenländischer Staatsleib immer den Riß mit den zugenähten Nermeln abzulegen und ans Meer zu gelangen bestrebt war, erhob sich jetzt nach 1870—71 zu einer drohenden Offensive nach Süden und Westen. Der Aufstand der orthodoxen Serben in der Herzegowina eröffnete die Krisis. Die russischen Konsularbeamten heßten in Bosnien und Bulgarien gegen die Türkei. Montenegro erklärte zuerst dem Sultan den Krieg. Die Mächte versuchten zu vermitteln; eine englische Flotte erschien am Bosphorus. Rußland trat in Konstantinopel als Protektor der südslawischen Christen auf und erklärte, daß sich die Pforte seinen Forderungen nicht fügte, den Krieg.

Der russisch-türkische Krieg von 1878 endete mit einem vollen militärischen Triumph Rußlands. Der Friede von San Stefano, den Rußland der Pforte diktierte, bedeutete einen Triumph des Slaventums und die Vernichtung der europäischen Türkei. England antwortete darauf mit kriegerischen Demonstrationen und ließ sich von der Türkei für den Schutz von Kleinasien Sypern überweisen. Oesterreich mobilisierte; es drohte ein Weltkonflikt. Bismarck hat ihn auf dem Berliner Kongreß verhindert. Er selbst hat sich den ehrlichen Makler genannt; er war damals der Schiedsrichter Europas, der Meister, der einzige, der alles beherrschte und alles umfaßte. Noch niemals hatte ein Deutscher den Großmächten Europas die Bedingungen ihres Fortlebens und ihres Verhältnisses zueinander diktiert. Die ganze internationale Politik der Folgezeit geht vom Berliner Kongreß aus.

Die Bedingungen des Friedens von San Stefano wurden wesentlich modifiziert. Die Beute der Südslawen wurde verkleinert, die Autorität der Türkei wenigstens formell in höherem Grade aufrechterhalten und vor allem: die österreichisch-ungarische Monarchie erhielt die beiden Provinzen Bosnien und die Herzegowina zur Verwaltung, und wurde so in den Balkan vorgeschoben, um Rußland das Gegengewicht zu halten.

Damit hatte Bismarcks Politik eine entschiedene Schwankung vollzogen. Er hatte vor 1870 mit Frankreich enge Fühlung gehabt, um mit Oesterreich abzurechnen, und dann hatte er Frankreich geschlagen. Und nun hatte er Rußland, dessen Freundschaft den Sieg über Oesterreich und Frankreich ermöglicht hatte, im Namen Europas gezügelt. Der Panj-awismus, der neue übermächtige Geist des Russentums, war tief verletzt. Für russische Begriffe hat Bismarck den größten Triumph Rußlands im 19. Jahrhundert verdorben. Es war ein tiefer und gefährlicher Gegensatz entstanden.

Desto enger mußte jetzt das Verhältnis Deutschlands und Oesterreichs werden. Eine Anzahl persönlicher Momente machte die große politische Umwandlung ungemein dramatisch. Gorischalow und Bismarck standen in einem Verhältnis böserartiger Eifersucht. Zwischen Kaiser Wilhelm und Zar Alexander bestand eine Freundschaft, die ebenso auf menschlichen Sympathiegefühlen wie auf politischen Ueberzeugungen beruhte. Der alte Kaiser war mit der russisch-preussischen Allianz groß geworden; sie war der überzeugendste politische Eindruck seiner Jugend, und er wehrte sich mit aller Macht gegen eine Abkühlung des Verhältnisses, die ja auch nach Bismarcks eigener Ansicht in keinem akuten Interessengegensatz der beiden Mächte begründet war. Bismarck blickte aber doch weiter und tiefer: das Anschwellen des Slaventums und die von russischer und französischer Seite wiederholt erörterte Möglichkeit eines Zweifrontenkrieges wurde die nagende Sorge seines Alters, und er sah den besten Schutz für Deutschland in einer Verbindung mit dem ebenso bedrohten Oesterreich und möglichster Erhaltung der Türkei. Es ist doch so gewesen, daß der Angriff auf

den europäischen Status quo von Rußland ausging, und daß Bismarck alles tat, um ihn zu erhalten. Ein Bündnis mit Rußland hätte die Zertrümmerung Oesterreichs und der Türkei bedeutet, und das Deutsche Reich wäre durch das gigantische Anwachsen des östlichen Nachbarn auf eine bescheidene kontinentale Stellung heruntergedrückt worden.

Und so entschied sich Bismarck für Oesterreich. Es war ein Umschwung und etwas Neues. Nachdem der Entschluß gefaßt war, hat er plötzlich und gewaltig umgeworfen, mit Andrassy die Verhandlungen souverän bis zu dem von ihm gewünschten Maß von Intimität geführt und endlich die Zustimmung des achtzigjährigen Kaisers erreicht.

Es ging ein Jubel durch das Reich und durch Oesterreich. Bismarck wurde in Wien so populär wie in Berlin. Das Jahr 1866 war überwunden, und das Beste und Kühnste der Bestrebungen von 1848 war verwirklicht. Es war etwas Großes geschehen, das für die Geschichte der Völker Europas eine Entscheidung bedeutete. Bismarck hat selbst ganz genau gewußt, daß in diesem Bund Gefahren für das Deutsche Reich lagen; es konnte in Dinge hineingezogen werden, die seiner ursprünglichen Interessensphäre fern lagen. Aber die Erhaltung der Macht- und Weltstellung Oesterreichs hatte er eben doch als die wichtigste Lebensfrage auch für sein Reich erkannt, und so hat sich der Bund der beiden Mächte, der sie einte, ohne ihre politische Autonomie zu schmälern, bei allen europäischen Krisen immer neu bewährt und hat seinen Schöpfer bis heute überdauert.

Wir entnehmten diese im Hinblick auf die Ereignisse der Gegenwart doppelt interessanten Ausführungen dem soeben als 500. Bändchen der bekannten Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ erschienenen Werke „Bismarck und seine Zeit“, von Privatdozent Dr. V. Salentin, das in scharf umrissenen Bildern die Persönlichkeit und das Werk des großen Kanzlers anläßlich seines 100. Geburtstages weiten Kreisen nabzubringen sucht.



Vater und Sohn.

Aus Konstantinopels jüngsten Tagen.

Von J. Weiskirch, Braubach a. Rh.

Ueber Eren-Key, dem an der kleinasiatischen Küste gelegenen, zu Konstantinopel gehörenden Vorort, in dem, von üppigen Gärten umgeben, die Landhäuser reicher Türken liegen, weben geheimnisvoll die Schleier der ersten Morgenfrühe. Kein profanes Menschenwort stört ihre feierliche, schier atemlose Stille. Erst, als vom schlanken, weißen Minarett die klangvolle Stimme des Muezzins das Morgengebet der Gläubigen Mohammeds ruft, wacht das Leben auf.

Von Osten kommt mit dem jungen Tag der Morgenwind und weht mit seinem Kuß die noch träumenden Wellen des Marmara-Meeres. Sie dehnen und recken sich, setzen sich Schaumkrönchen auf und eilen mit leisem Klängen und Singen ans Gestade. Und die Möven werden wach, schießen wie mattsilberne Pfeile über sie hin oder machen die Wellenfahrt mit. Wie grelle Jauchzer schrillt ihr Geschrei ans Ufer.

Aus einer der engen Gassen Eren-Key's, in denen die Schiffer und Fischer wohnen, kommt langsamen, schlürfsenden Schrittes ein hochgewachsener, kräftiger Türke. Zu der kleinen Meeresbucht, wo er sein Netz ausgespannt hat, schreitet er, um den nächtlichen Fang zu holen und ihn zum Markt nach Istanbul zu bringen. Da er das Netz emporhebt, gleitet der erste Sonnenstrahl wie ein blitzendes Schwert durch den Frühnebel und läßt die herabrinneenden Tropfen wie funkelndes Geschmeide, wie Diamanten und

Edelsteine aufsprühen. Aber das Netz ist leer. Allah hat es nicht zum Fang gesegnet. Gelassen senkt der Schiffer es wieder in die nun wie Saphir leuchtende Flut und geht mit demselben gelassenen Schritt, mit dem er gekommen, von dannen.

In einem der am Strande stehenden, von prächtigen Anlagen umgebenen schloßähnlichen Holzhäuser wird die auf einen breiten Balkon führende Tür geöffnet. Ein hoher, von einem langwallenden gelbseidnen Mantel umhüllter Mann tritt in ihren Rahmen. Einige Augenblicke bleibt er darin stehen und deckt die Hand über die von der Flut des Lichtes geblendeten Augen. Dann tritt er selbst heraus. Wie Edelsilber glänzt der lang auf seine Brust herabhängende Bart um das bronzefarbene ausdrucksvolle Antlitz. Ueber der scharfgebogenen Adlernase leuchten zwei große tiefdunkle Augen in fast jugendlichem Feuer.

Eine tiefe, leidenschaftliche Erregung spricht aus seinen Zügen, als er an die mit zierlichem Schnitzwerk versehene Brüstung des Balkons tritt und nach Konstantinopel hinüberschaut. Und dann gleitet sein Blick in die Runde.

Das Meer rauscht auf, und während es seinen urewigen Morgenpsalm singt, wachsen aus den letzten zerflatternden Nebelschleiern die waldgekrönten Kuppen der nahen Prinzen-Inseln auf den blauen Wellen des Golfes von Ismid empor. Wie stille Träume gleiten die Segelbarben der Schiffer vorüber.

In scharf umrissener Silhouette steht Nury-Bey da. Langsam wandern seine Blicke wieder zum Bilde Istanbuls, der geliebten Vaterstadt, hinüber. Wie ein Märchen- Traum von Schönheit liegt die Meerumschlingene da. Hinter der mächtigen Kuppel der Suleimanie-Moschee rötet sich der Himmel. Zart und leise erst, unendlich lieblich, feuchtem Mädchen-Eröten vergleichbar, dann allmählich sich tiefer färbend, bis er Konstantinopels Schöne mit flammenden Gluten übergießt.

Voll inbrünstiger Liebe ruhen Nury-Bey's Augen auf ihr. Ein jäher Sturm der Freude braust durch die Seele des einsamen, stolzen Mannes. Betend streckt er die Hände empor und von seinen Lippen bebt es in ergreifenden Tönen: „Endlich! Endlich! Allah, Allah, laß es wahr werden!“ Wieder gehen seine leuchtenden Blicke in die Runde. Da verdunkeln sie sich plötzlich in tiefem Leid. Auf Uesküdar's Zypressenhain, dem mächtigsten, der über einer muselmännischen Totenstadt schattet, bleiben sie haften. Die Morgenfonne hat auch die letzten Nebelschleier von den tausendjährigen Bäumen gelöst. Wie eine steile, dunkle Schicksalswand ragt der Totenwald auf der Höhe. Dort schläft, das stille Antlitz nach Mekka zugewendet, Nury-Bey's Weib schon lange den letzten Schlaf.

„Fatme, Stern meiner Seele, du meine holde Taube, meiner Augen Lust und Wonne! O, daß du an meinem Freiheitsstraum dahingegangen bist, und ich und unser Sohn leben, um ihn in Erfüllung gehen zu sehen! O, Allah!“ So zittert es in schmerzvoller Sehnsucht vom Munde des einsamen Mannes. Mit einer mechanischen Bewegung zieht er eine kostbare Gebetskette aus der Tasche seines Kapitans, und während er die aus Mekkafeinen geschliffenen Perlen durch die Hände gleiten läßt, leben ferne, schwere Jahre wieder vor ihm auf.

Er sieht sich wieder als junger Offizier unter Sultan Abdul-Hamids Günstlingswirtschaft, als Jungtürke verdächtigt, bei Tag und Nacht von Spionen bewacht. Sieht sich vom Lager seines heißgeliebten jungen Weibes, seiner Fatme, an dem Tag gerissen, da sie ihm den Sohn und Erben gebar. Er hat sie nicht wiedergesehen. Während er auf der anatolischen Steppe in der Verbannung schmachtete, suchte sie vor Sehnsucht nach ihm dahin. Jahre gingen so vorüber. Sein Bart wurde silbern, aber der Freiheits- Traum in seiner Seele brannte in unverminderter heißer Glut. Und da der Tag kam, der Sultan Abdul-Hamids unglückselige Herrschaft stürzte und ihm die Freiheit brachte, loderte er in heiligen Flammen empor. An der Schwelle der geliebten Vaterstadt warf er sich auf die Knie nieder und küßte ihre Erde. Und dann ging er von der Ruhestätte seines Weibes zum Sohn, den ihm die alte treue Mutter gehütet und erzogen hatte. Als schöner stolzer Jüngling,

der Mutter Ebenbild, trat er ihm entgegen, dessen erster Lebensschrei so oft in die Träume des Verbannten geklungen war. Ein Blick in des Sohnes Augen belehrte ihn, daß Geist von seinem Geist ihn besetzte, und wenige Worte taten dem Vater kund, daß er den Degen an seiner Seite in der gerechten Sache der Jungtürken führe.

„Allah, Allah, sei gepriesen!“ hatte der Schwergeprüfte ausgerufen und den Sohn in die Arme gezogen, als wolle er ihn nicht mehr lassen. Vater und Sohn arbeiteten seitdem in heißer Liebe zum Vaterland getreulich an seinem Wohl. Einmal, einmal mußte die Stunde ja kommen, da das vielverkannte, verspottete und geknechtete Volk der Osmanen das Haupt wieder freier erheben, da die Welt des Islam neben der des Christentums in berechtigtem, geachtetem Dasein einerschreiten durfte —

Der gellende Pfiff des von Haidar-Pascha heranbrausenden Vorortzuges weckt Nury-Bey aus seinem Sinnen. Er richtet sich hoch auf, dehnt mit einem tiefen befreienden Atemzug die mächtige Brust und ruft mit vor Erregung bebender Stimme in den leuchtenden Frühherbstmorgen hinein: „Sie ist nahe, ist da, die heilige Stunde, von der ich mit Hunderttausenden meines Volkes und meines Glaubens allnächtlich geträumt, um die wir am Abend und am Morgen gebetet Jahr um Jahr, Tag um Tag. Die Krieges- furie, die ihre lodernde Fadel über Europa schwingt, entzündet auch das Morgenrot des Osmanenreiches. Allah, Allah, sei gepriesen für deine Gnade!“

In die nahe Station fuhr ratternd der Zug ein. Nury-Bey zog hastig die kostbare Uhr und sah dann spähend und lauschend den Strandweg entlang. Achmed, sein Sohn, könnte vielleicht schon kommen und ihm die Entscheidung, die in der Nacht auf der hohen Pforte fallen sollte und mußte, bringen. In ihm und dem Sohne bebt jede Faser dem Krieg gegen den moskowitischen Unterdrücker und den stühend und schühend hinter ihm stehenden englischen Schwächerer und Heuchler entgegen. Und Seite an Seite mit dem deutschen Volke, das den Osmanen der Inbegriff von Macht und Größe war seit langer Zeit, für das Recht und für die von den Germanen hoch und rein errichtete und gehaltene Kultur kämpfen, bluten und siegen zu dürfen, dünkte ihnen alle eine Ehre, ein Glück ohnegleichen.

Schnelle Schritte auf dem Kiesweg des Gartens klangen an sein Ohr. Achmed? Ja, Achmed!

Welche Nachricht würde er bringen? Es konnte nur eine, den Hoffnungen und Wünschen des ganzen Osmanenreiches und der Bekenner Mohammeds entsprechende sein, das hörte Nury-Bey's feines Ohr an des Sohnes, mehrere Stufen auf einmal nehmenden Schritten. Und dann steht er vor dem Vater, den er trotz aller Erregung mit der gewohnten, etwas umständlichen, zeremoniellen Ehrerbietung grüßt.

„Dein Morgen soll ein gesegneter sein, mein Vater,“ sagt er mit nur mühsam gedämpfter Stimme und neigt sich tief.

Dann schauen sich die beiden Männer, der Sohn das verjüngte Ebenbild des Vaters, in die Augen, und ihre Hände finden sich zu festem Druck zusammen. Noch schweigt Achmed. Er erwartet des Vaters Aufforderung, ihm in das Arbeitszimmer zu folgen, aber Nury-Bey tritt Hand in Hand mit dem Sohn an die Brüstung, und auf die von unsagbarem Zauber umflossene Hauptstadt deutend, sagt er mit tiefer Bewegung: „Allahs Segen über dich! Nun laß mich wissen, was du zu berichten hast.“

Achmeds Augen leuchten, da er antwortet: „Wir haben den Krieg! Und, Vater, wir haben bereits einen Sieg! Einen Sieg zur See, mein Vater!“ „Was sagst du, mein Sohn, träumst dir am hellen Tag, weil du nicht geschlafen hast? Sag's noch einmal, wenn es wahr ist, was du berichtest.“ „Allah ist mein Zeuge, daß es sich verhält wie ich sage, mein Vater. So wahr ist es, wie die Sonne, die über Istanbul leuchtet. Die Moskowiter haben unsere Schiffe im Schwarzen Meer angegriffen, und wir haben ihnen mit Allahs Hilfe und unseren Torpedos eine ganze Anzahl Schiffe zerstört, ohne zu Schaden gekommen zu sein.“

Immer heller, begeisterter hat Achmeds Stimme geklungen. Wortlos, mit einer Erschütterung ohnegleichen

kämpfend, hat ihm sein Vater gelauscht. Tränen, die er mannhaft niederzwingt, verdunkeln einen Moment Nury-Bey's Augen. Dann heftet er sie fragend auf den Sohn. Achmed versteht ihn.

„Es ist alles bestimmt und wir sind gerüstet, mein Vater. Der heutige Tag gehört noch mir, um meine Vorbereitungen fürs Feld zu treffen. In dieser Nacht noch muß ich mit meiner Truppe ausrücken. Ich kehre, wenn Allah mich heimkehren läßt, nur als Sieger wieder, Vater. Wir, Oesterreich-Ungarn und Deutschland, Vater, Deutschland, zusammen, da gibt es nichts anderes als Sieg, Sieg, und nochmals Sieg!“

Nun findet auch Nury-Bey Worte. Fast jauchzend kommt es aus seinem Munde: „Allah ist groß! Wer hätte das gedacht: Wir mit den Deutschen zusammen! Allah, sei gelobt und gepriesen in alle Ewigkeit! Auch ich ziehe mit in den großen heiligen Krieg! Auch ich muß —“

„Vater, du, du willst mit in den Kampf? Bleib doch hier, wo du so viel für das Vaterland wirken kannst,“ wagte Achmed den Vater zu unterbrechen. Da richtete sich Nury-Bey in seiner ganzen imponierenden Höhe auf, und feierlich sagte er, auf das schimmernde Meer deutend: „Eher versiegt die Meerflut, ehe ich es mir entgehen lasse, dabei zu sein, wenn für das Osmanenreich die neue Zeit, und für die Welt des Islam die große Schicksalswende anbricht!“

Und auf den Friedhof von Meskudar deutend, fährt er mit noch feierlicherem Ausdruck fort: „Und eher wandelt mein totes Weib, deine Mutter, dort unter den heiligen Zypressen, ehe ich nicht unter den Fahnen der Söhne Osmans und Germanias kämpfe! Und falle ich, so wird es ein seliges Eingehen zu Allahs Freuden sein!“

Stumm, keines Wortes mächtig vor Ergriffenheit, beugte der Sohn das junge Haupt in tiefer Ehrfurcht vor dem Vater.

„Geh jetzt, mein Sohn, und rüste dich,“ sprach Nury-Bey zu ihm. „Auch ich will desgleichen tun und mein Haus bestellen. Aber wenn beim Sonnenuntergang der Imam das Gebet der Anhänger des Propheten vom Minarett der Moschee ruft, erwarte ich dich. Nun laß mich allein!“ Wieder neigte Achmed das Haupt vor dem Vater. Dann verließ er mit fast lautlosen Schritten den Balkon. Und da er die Tür hinter sich schloß, sank Nury-Bey auf den in der Ecke liegenden Gebets-Teppich nieder und beugte die Stirne im Flehen um Sieg für die türkischen und deutschen Waffen vor Allah bis tief auf die Erde nieder.



Bei den deutschen Verwundeten in Lyon und Bordeaux.

Die Zeitschrift „Mars“ veröffentlicht Aufzeichnungen des Deutschamerikaners Max A. Funke, der Bordeaux und Lyon besucht hat. Wir entnehmen daraus folgendes:

Als Kriegsberichterstatter der nordamerikanischen Presse an der französischen Front habe ich die Genehmigung der französischen Behörden erhalten, die beiden größten Lazarette Frankreichs in Lyon und Bordeaux zu besuchen, wo Deutsche verwundet daniiederliegen.

Ich bin in Lyon und verlasse eben die Kranken- und Operationsäle des Militärhospitals, wo Frankreichs Krieger leiden, und gebe einen Stoß höher hinauf. Denn da oben liegt der Feind! Eine Krankenschwester des französischen Roten Kreuzes begleitet mich. An der Eingangstür stehen zwei Wachtposten mit Gewehr bei der Tür und lassen zu dem Feind keinen Menschen, der nicht eine „Permission speciale“ nachweisen kann. Auch ist es dem Feind nicht gestattet, seine Säle, die ihm zur Verfügung stehen, zu verlassen. So hermetisch sind sie getrennt, die beiden Feinde, die Feldgrauen von den Nothosen!

Die Tür öffnet sich in einen großen hellen Saal, wo in schönen weißen Betten — und die französischen Betten sind ausgezeichnet — die großen, blonden Knaben Germaniens friedlich liegen, so schwach und leidend! Und beim Anblick dieser Feld-

schlägt mir mein Herz so seltsam. Die Laute ihrer schönen Muttersprache hören sie von mir und ein knabenhaftes Lächeln huscht über ihre Büge. Dort liegt ein Baver, der sich mit mir halb in Oberbayerisch, halb in Französisch unterhält, und dort einer aus Sachsen! Sie sprechen beständig von ihren Lieben, die daheim geblieben. Der eine hat vier Brüder im Meer und drei Schwestern im Roten Kreuz. Ich gehe von Bett zu Bett und unterhalte mich mit jedem. „Sind Sie gern in den Krieg gegangen?“ frage ich einen blonden Jüngling, der mir entrüstet zur Antwort gibt: „Jeder Deutsche tut seine Pflicht!“

Das letzte Bett ist von einem jungen Krieger belegt, der im Saal den Dolmetscher spielt. Neben ihm liegt die Bibel in französischer Sprache: „O, ich habe nur Bücher, um mit dem lieben Gott zu sprechen!“ Seine Kameraden lehrt er Französisch. Und dann lacht er hell auf: „Ja, im Leben bin ich Bankbeamter, heute aber „professor de francais“. Er zeigt mir ein anderes Bett: „Gehen Sie zu dem da, er ist so traurig!“

Ich nähere mich auch ihm: ein jugendliches, blaßes Gesicht mit sehr tiefliegenden Augen starrt mir entgegen. Er schlägt die Bettdecke zurück und zeigt mir, daß sein linker Arm fehlt. In der rechten Hand hält er einen deutsch-französischen Sprachbehel, den er eifrig studiert.

Ein anderer großer, hellerleuchteter Saal öffnet sich mir, dessen Fenster aufs Land hinausführen. Wieder dieselben, blaßen Gesichter lachen mir entgegen, wenn ich vor jedem Krankenlager mich niederlasse. Viele von diesen Feldern haben die Dreißiger längst überschritten. Der eine von ihnen spricht von seinem dreijährigen Töchterchen, der andere zeigt mir das Bild seiner Verlobten. Alle leiden, diese Armen, körperlich wie seelisch. Man bezeichnet mir einen anderen Verwundeten, eine Art Spahvogel, der die ganze Gesellschaft bei guter Laune hält.

In einem dritten Saal liegt ein Schwerverkrankter auf erhöhtem Kissen. Er hat eine zerstückte Brust und atmet sehr schwer. Mit leiser Stimme sagt er mir nur die Worte: „Daheim habe ich vier Kinder . . .!“ Diesem Feldern drücke ich herzhaft die Hand und erlebe für ihn Gottes Segen.

Zwei fast geheilte Verwundete helfen tapfer den Krankenwärttern. Eben machen sie sehr geschickt und äußerst klug ein Bett. Sie tragen ihre praktische und elegante Uniform. Der eine von ihnen kennt das Französische perfekt und funktioniert als Dolmetscher.

Die Verbände werden gewechselt! Auf einer Tragbahre bringt man einen Mann, dessen linkes Bein arg zerstückt ist. Es ist eine schwierige Aufgabe um ihn, ohne weh zu tun, wieder zu betten. Der deutsche Krankenpfleger gibt den Bahrenträgern Ratsschläge und ermutigt den Verwundeten. Das alles in zwei Sprachen!

Anscheinend sind die deutschen Verwundeten in Lyon gut gepflegt, denn ich habe trotz Erkundigungen nichts Nachteiliges erfahren können. Nur mit dem Essen hapert es, ich will nicht sagen, daß sie schlecht bedient werden. Wer die seine französische Küche kennt, der kann sich gewiß vorstellen, daß ein waderer Pommer, Sachse oder Baver seine deutsche Kost mehr liebt als die welsche. Den Umständen angemessen werden die deutschen Feldern in den Krankenhäusern zu Lyon gut gepflegt. Ich betone noch einmal „den Umständen angemessen“, denn Frankreich ist durch die gottlosen Engländer in den Krieg gestürzt worden. Die langsame Mobilmachung, die unvollkommenen Sanitäts-einrichtungen sind Beweise, welche man in Deutschland nicht kennt. Ärzte, Samariter und Rote-Kreuz-Schwester tun ihre schönen Pflichten ohne Murren. Wenn auch der französische Pöbel in dem deutschschaffenden Lyon hinter der „infirmerie des vilains Boches“ grobe Schimpfwörter anspricht, so wissen die Krankenpflegerinnen der deutschen Verwundeten, daß sie ein vor Gott und den Menschen wohlgefälliges Werk tun. Ist das keine Ehre für Frankreich, wenn mir ein deutscher Held in französischer Sprache bezeugte: „Ces deux dames sont comme des meres pour nous!“ (Diese beiden Damen sind für uns wie Mütter!)

Ich wende mich und will gehen, doch fühle ich alle diese schönen blauen Augen der hier liegenden germanischen Knaben auf mich gerichtet. „Au revoir . . .“ Klingt es aus deutschen Munden; ich blicke noch einmal durch die Säle zurück und grüße: „Auf Wiedersehen in deutscher Heimat!“

In einem reizenden Gemach im alceiden Stodwerk liegen zwei deutsche Offiziere, ein dicker, recht wohl ansiehender Hauptmann, welcher ganz leicht verwundet ist, und dem es sehr gut geht, und ein blutjunger, sehr schlanker Leutnant, der bitter leidet. Mögen auch die ihre schönen deutschen Blüten wiedersehen!

*

Ich bin in Bordeaux, in einem hellen, weißgeputzten Saal, wo 30 Eisenbetten aufgestellt sind. Dreißig deutsche Verwundete, fünfzehn auf jeder Seite, liegen nett gebettet und

warten auf ihre Heilung. Die Wunden sind leichter Natur und bestehen ausschließlich aus Hand- und Armschüssen. Die deutschen Helden selbst erzählen mir, daß sie zwei Wochen lang im französischen Spital ohne Verband geblieben sind, so erbärmlich funktioniert das französische Sanitätswesen, und in der Tat, soweit ich selbst in Frankreich die traurigen Einrichtungen gesehen habe, kann ich dieser Bemerkung nur beipflichten. Frankreich ist eben nicht Deutschland und über deutsche Kultur geht nichts, mögen die Dreihandspresse sowie die deutschfeindlichen Blätter Genfs und Kaufmanns noch soviel über deutsche Barbarei wettern.

Also, diese Verwundeten, welche Soldaten der deutschen Seeresmacht sind, leben hier in diesem Hospital wie in der Kaserne, in einer Kaserne, wo sie keine Übungen zu machen brauchen, nur beklagen sie sich eines unbändigen Hungers. Wer wird auch bei dieser schmalen Kost satt: früh eine Tasse Milch mit Weißbrot, zu Mittag eine dünne Maasissuppe, eine sehr kleine Fleischplatte, eine Gemüseplatte, ohne Kartoffeln selbstverständlich, weil dies in Frankreich Luxus ist, und etwas Dessert; zu Abend das gleiche wie zu Mittag, dazu Weißbrot, denn Schwarzbrot oder Kommissbrot, wie unsere tapferen Helden in Deutschland essen, kennt der Franzose nicht. Den Soldaten wird auch Wein gereicht, den deutschen Soldaten, die dem Wein ein gutes Bier vorziehen! Gutes Bier, wo findet man das in Frankreich? Viele Verwundete sind fromm geblieben. Die Protestanten lesen lange Stunden in ihrem kleinen, schwarzgebundenen Neuen Testament, und die Katholiken lassen durch die Finger den Rosenkranz andächtig gleiten. „Sehen Sie,“ sagt mir die Krankenoberin, „was diese Soldaten für fromme Menschen sind, und diese sollen Löwen und Reims zerstört, Kinder und Frauen niedergemetzelt, geraubt und geblüdet haben; nein, so fromm können Barbaren nicht sein!“ Andere Verwundete rauchen oder träumen vor sich hin, denken an ihre Lieben daheim, an ihre Kameraden, welche vielleicht noch kämpfen. Wieder andere studieren eifrig die französische Sprache. „Es ist ein merkwürdiges Volk, die Deutschen,“ versichert mir ein Arzt in Bordeaux, „wo es etwas Neues gibt, lernen sofort die Deutschen; immer — profitieren — wollen sie!“

Die deutschen Verwundeten leben hier unerwartet ein angenehmes und sorgenfreies Leben, leben mit ihren großen blauen Augen die französischen Schwestern hantieren; es sind alle junge und schöne Damen. Ananas waren sie garnicht einverstanden, daß sie im „salle d'Allemands“ tätig sein mußten. Auch ganz natürlich, denn sie wollen ihren Landsleuten ihre Dienste anbieten. Man möge sich in Deutschland doch beruhigen, die deutschen Kriegsgefangenen sind augenblicklich die besten Pioniere deutscher Kultur. Ihre vornehme Höflichkeit und Zuverlässigkeit löst bei den Franzosen doch eine Bewunderung aus. Einem echten Franzosen wird es nie einfallen, wenn er in einen Krankensaal kommt, leise die Tür zu schließen und mit gehobenen Absätzen zu gehen, wie es die deutschen Gefangenen im Militärhospital zu Bordeaux machen, auf das mich selbst die Krankenschwester Madame Bridou aufmerksam machte.



Eine Vision.

Kriegsstimme von D. Cusig.

Verlassen von allen Bewohnern, lag das kleine ostpreussische Dorf, als der deutsche Major mit seinem Bataillon dort anlangte. Es war eine verstreute Schar, die todesmutig standgehalten und starke Verluste gehabt hatte. Der Major wunderte sich, daß er auf ein erhaltenes Dorf stieß, wo die Russen offenbar noch keine Arbeit getan hatten. Und er freute sich, seinen ermüdeten Soldaten wieder eine Nacht Ruhe und ein schützendes Dach über dem Kopf bieten zu können.

Nachdem er alle Gehöfte hatte absuchen lassen, ob nicht der Feind sich verborgen halte, beauftragte er die erste Kompanie mit der Sicherung des Ortes durch Aufwachwachen und ließ die übrigen Kompanien Marmquartiere beziehen.

Nachdem dies geschehen, saß der Major in seiner niedrigen Hütte mit seinem Adjutanten und einigen Kom-

pagnieführern. Alle waren über die Generalstabskarten gebeugt, um sich zu orientieren, wo sie eigentlich seien und welche Marschrichtung am nächsten Tage einzuhalten sei. Unterdes hatte einer von den jüngeren Offizieren von dem Rest Rum, den er in der Speisekammer gefunden, einen ostpreussischen Maitrant gebraut und reichte ihn dem Vorgesetzten und den Kameraden. Nachdem sie noch eine Weile geplaudert und Karten an die Lieben nach Hause geschrieben hatten, begaben sich alle, mit Ausnahme des Majors, zur Ruhe. In ihm klopfte noch die Sorge. Es war ihm, als sei er der Hirte einer kleinen, ihm anvertrauten Herde, über der er wachen müsse. Und so wanderte er in dem kleinen Gemach hin und her, ohne daß seine Augen schlafmüde wurden.

Seine Umgebung heimelte ihn an. Da war Uroäterhausrat, sauber gehalten, mit der Schattierung des Gemüthlichen, das deutsche Bauerngehöfte auszeichnet. Es beruhigte merkwürdig seine Nerven, die von so viel Furchtbarem durchzittert waren. Wenn man ihm früher das geschildert hätte, was seine Augen jetzt gesehen — er hätte es für einen Danteschen Traum, für grausamste Dichterphantasie gehalten!

Und jetzt war er durch alle diese Schrecken gegangen!

Er blieb vor dem Fenster stehen und schaute in die wieder sternklar gewordene Nacht hinaus. Seine Brust hob sich hoffnungsvoll. Es gab doch noch Ruhe in der Welt! Dort oben bei den Gestirnen waltete sie in glühend stiller Pracht und würde sich auch noch einmal auf sein geliebtes Vaterland herabsenken. Glücklich der, der dafür kämpfen durfte!

Er mußte heute viel seines Freundes gedenken, des einzigen fast, den er besessen hatte. Seit der Segta des Kadettenkorps waren sie miteinander verbunden und hatten Freud und Leid treulich geteilt. Als sie, ziemlich zu gleicher Zeit, zum Hauptmann befördert wurden, ereilte den Freund das Geschick. Auf einer Nachtlübung hatte er sich erkältet und war wenige Tage darauf an einer Lungenentzündung gestorben. Wenn er diesen Krieg erlebt hätte! Wie oft hatte er davon gesprochen, daß ihm nur vor dem „Strohrod“ bange, daß er es sich herrlich denke, an der Spitze seiner Kompanie von einer Kugel durchbohrt zu werden.

„Möchte mich der alte Gott nur einen ehrlichen Soldatentod sterben lassen,“ war sein oft geäußertes, heißer Wunsch gewesen.

Es war anders gekommen.

Heute — in dieser Nacht — so vorgehoben als kämpfendes, winziges Glied des Riesenkörpers, den das deutsche Heer darstellte, fiel dem Major ein halb vergessenes Versprechen ein, das er und sein Freund sich in jungen Jahren gegeben hatten: Der, der im Tode voranging, sollte dem Zurückgebliebenen Kunde aus der geistigen Welt bringen, wenn solches möglich war. Deutlich sah der Major sich selbst und den Freund unter den blühenden märkischen Kirchen sitzen und tiefgründige Gedanken über Tod und Unsterblichkeit austauschten. Beide Freunde hatten den festgewurzelten Glauben gehabt, daß da, hinter dem Sichtbaren, noch etwas anderes sein müsse, als man gewöhnlich annahm, — daß der Tod nicht löse, sondern aufbaue. Und es hatte in ihren jungen Seelen eine große Sehnsucht nach jenem Rätselhaften, Ersehnten und zugleich Gefürchteten gelebt. Aus dieser Stimmung heraus war jenes Versprechen gegeben worden.

Nun waren Jahre darüber hinweggezogen, nicht nur über das Versprechen, sondern auch über den Tod des Freundes. Und kein Zeichen, keine Kunde war gekommen! So war es also doch nicht möglich, Verbindung zu schaffen von der geistigen zur irdischen Welt. Der Freund hätte Wort gehalten, wenn es einen Weg dazu gegeben hätte.

Wie deutlich stand er vor ihm! Es war dem Major, als sei der Freund ihm körperlich nahe. Seine Phantasie arbeitete so lebhaft, daß er vermeinte, ihm die Hand zu drücken. Sie war sehr kalt. Der Major verscheuchte den Eindruck. „Ueberanstrengte Nerven,“ murmelte er. Aber es half nichts — der Freund stand vor ihm — merkwürdig ernst, groß und gebieterisch. Er sprach auch, aber seine Stimme klang wie aus weiter Ferne. Der Major horchte

mit seitwärts gesenktem Haupt, wie einer, der mit Anstrengung einen Schall auffangen will. Was hörte er?

„Eine starke russische Uebermacht ist von Osten her im Anmarsch auf dieses Dorf — du wirst sie vernichten, wenn du rechtzeitig Vorkehrungen triffst.“

Der Major atmete wie ein Kranker.

„Werner — du — du hältst so herrlich dein Versprechen, mir Kunde zu bringen! Aber spät!“ murmelte der Major.

„Ich mußte warten bis zu diesem Krieg, um mein Versprechen einzulösen. Nun eile!“

Die Gestalt verschwand. Der Major fand sich, aus seinen Sinnen erwachend, am Fensterkreuz lehnd, mit gespanntem Ohr lauschend, sehndenden Auges forschend. Welch ein Erlebnis! Sollte er es als den Zauber überreizter Nerven, sollte er es als Wirklichkeit nehmen?

Mit aller Gewalt riß er sich zusammen. Und so sehr ihm plötzlich eine bleierne Müdigkeit besiel, war es ihm doch, als müßte er hinaus und sich selbst von der Sicherheit seiner Lage überzeugen.

Er überlegte, daß die Infanteriepatrouillen nur die nächste Umgebung aufklären konnten, daß darüber hinaus aber Gefahr im Anmarsch sein könne. So beschloß er, selbst zu Pferde das weitere Gelände zu erforschen. Er weckte seinen Burschen, ließ sein Pferd satteln und wollte eben aufsitzen, als sein Adjutant plötzlich neben ihm stand.

„Verzeihung, Herr Major,“ sagte dieser, „aber es war mir, als habe mich jemand gerufen. Obgleich ich niemand sah, glaube ich doch unbedingt folgen zu müssen.“

Den Major durchzuckte ein elektrischer Schlag.

„Gut,“ sagte er, „wer es auch gewesen sei — ob Ihre Nerven oder eine andere Stimme — begleiten Sie mich.“

Auch der Adjutant ließ sein Pferd satteln, und bald darauf galoppierten beide zum Dorfe hinaus, an der Vorpostenkompanie vorbei, nach Osten zu. Sie trafen Patrouillen, gaben sich zu erkennen und ritten weiter. Beide hatten das Gefühl, als ob eine unerklärliche Macht sie treibe.

Ein merkwürdig stiller, starker Mondenglanz überleuchtete die Ebene, und in scharfen Umrissen hob sich der Wald im Norden von der Helle. Sie mochten ungefähr vier Kilometer geritten sein, als sie zur rechten Hand eine Anhöhe gewahrten. Sie saßen ab, banden ihre Pferde an einen Chausseebaum und erstiegen den Hügel. Hier legten sie sich hin, weil ihre Körper im Mondenschein zu sehr hervortraten. Mit den Krimstechern suchten sie die Gegend ab. Nichts war zu entdecken — tiefe Stille ringsum — nur ihr Atem hörbar.

Der Major liebte seinen Adjutanten wie einen Sohn. Und ehe er wußte, was ihn dazu getrieben, hatte er den Druck von dem, was er erlebt, sich von der Seele geredet, dem viel jüngeren Kameraden sein Erlebnis erzählt.

Der Adjutant schwieg eine Weile, im tiefsten Innern betroffen; dann sagte er:

„Jetzt ist mir der Ruf erklärt, den ich gehört habe. Ich glaube, wir erleben heute etwas, Herr Major.“

Und sie lauschten mit allen Sinnen hinaus in die Ferne.

Da endlich zog im Osten eine Schlange heran. Und als ob er den heimlichen Beobachtern eine Gunst erweisen wollte, trat jetzt der Mond aus einer Wolke hervor, hinter der er kurze Zeit versteckt gewesen war. In seinem Licht erkannten die Forschenden, daß es eine feindliche Abteilung sei, die heranrückte.

„Da sind sie,“ flüsterte der Major, mit freudigem Beben, „sie sind uns in der Luftlinie nahe, aber da sie den See umgehen müssen gewinnen wir Zeit.“

Sie krochen die Anhöhe herab zu ihren Pferden, schwangen sich auf und in rasendem Galopp ging es zum Dorfe zurück. Schnell waren die Kompagnien alarmiert, die Befehle gegeben. Schweigend tat jeder seine Pflicht.

Die Vorpostenkompanie blieb in ihrer Stellung am Dorfrand, nördlich besetzten zwei Kompagnien den Wald; südlich, in einem Maisfeld, nahmen die vierte und die dem Bataillon zugeteilte Maschinengewehrkompanie Aufstellung.

So erwartete man den Feind.

Es dauerte auch nicht lange, da brachten die ersten Patrouillen die Kunde von seinem Nahen.

Dem Major entfuhr ein freudiges Aufatmen; fröhlich machte er dem Adjutanten ein Zeichen. Wenn sie jetzt noch im Dorf gelegen hätten, wäre an das Einnehmen einer so günstigen Stellung nicht zu denken gewesen.

Die russische Vorhut wurde aus nächster Entfernung von der Vorpostenkompanie mit Gewehrfeuer empfangen, und jetzt vollzog sich in kurzem Zeitraum, förmlich planmäßig, ein seltsames Schauspiel: der Feind erhielt von drei Seiten vernichtendes Feuer und glaubte eine starke Uebermacht vor sich zu haben. So geschah es, daß eine kleine deutsche Schar, vermöge ihrer Bereitschaft und vorzüglichen Stellung, eine fast um das Dreifache überlegene russische Abteilung teils vernichtete, teils gefangennehmen konnte.

Als das deutsche Bataillon sich nach siegreichem Gefecht sammelte, suchte man nach dem Führer, dem Major.

Wo war er?

Deutlich hatten die Offiziere und Mannschaften gesehen, wie er überall selbst die Kompagnieführer mit leiser Stimme angewiesen hatte. Wie mit überirdischer Macht begabt, war der pflichttreue Mann bald hier, bald dort aufgetaucht. Endlich fand man ihn, die Brust durchbohrt, neben seinem toten Pferde. Seine Augen waren nicht geschlossen, auch nicht gebrochen, sondern starrten mit einem merkwürdig großen, fragenden Ausdruck in die Ferne. Um seine leicht geöffneten Lippen lag ein Lächeln, wie es edle Menschen haben, wenn sie danken, wenn eine ganze, feine schöne Seele sich in Dank und Verehrung hineinlegt.

„So herrlich sterben können“ sagte sein Adjutant, „so herrlich sterben, ist ein Göttergeschenk!“

Er allein wußte, wem der Dank des Majors galt.

Und sie hüllten ihn in seinen Mantel und begruben den geliebten Führer.

Gedämpfter Trommelschlag klang über das Blachfeld und grüßte den Toten.



Vom Sinn des Krieges.

Aus dem Feldpostbriefe eines vor Verdun gefallenen Leutnants.

... Man bedauert uns so oft — das soll man lassen: wir sind zu stolz, uns bedauern zu lassen. Wir murren ja nicht, selbst wenn es Mißsate gibt. Wir tragen sie freudig und geben, muß es sein, froh in den Tod. „Weiterkeit, güldene, komm, du des Todes süßester, frohester Vorgenuh“, so denke ich manchmal. Erst wenn man dem Tode ins Angesicht sah, wird man die Scheinwerte richtiger einschätzen, man wird ehrlicher, wahrhaftiger. Und diesen inneren Gewinn wünsche ich ja von Herzen allen — auch denen in der Heimat. Das ist etwas Schönes und Großes, zu viel, als daß man es durchweg erhoffen möchte; aber die führenden Geister auf allen Gebieten müssen vorangehen. Das heißt allerdings eine vollkommene Umwandlung vornehmen, was man angebetet hat, muß man verwerfen, alles Scheinwesen, allen Tand, alle Neugierlichkeit ablegen. Wenn dazu unser deutsches Volk sich aufraffen könnte — kein Volk der Welt darf ihm den ersten Rang streitig machen. Ich will nicht tadeln und schließe aus allen heimatlichen Berichten und Zeitungen, daß es auf gutem Weg ist. Meine Sorge ist nur, ob es nach dem Kriege so bleibt. Es muß eine neue, höhere Kulturstufe gewonnen werden, in der sich gleichermaßen die alte Strenge mit Milde, ein edler Stolz mit freier Liebesbetätigung eint. Ein jeder muß streben, eine wahrhafte Persönlichkeit zu werden, eine Persönlichkeit im Goetheschen Sinne, allerdings nun auf viel breiterer nationaler Grundlage. Das wünsche ich meinem Volk, dafür kämpfen wir, nicht nur um äußeren Machtgewinn oder um unsere Feinde zu schädigen — gegen Falschheit und Heuchelei auf der ganzen Linie. Ich meine, Sokrates, so wie ihn uns Platon schildert, war der beste Soldat, den die Welt sah. Mit solchem unerschütterlichen Gleichmut soll man in den Kampf gehen, mit jener Ruhe, die vor nichts erschrickt. Ich liebe den Krieg, weil er ins Gewissen redet — gewaltfam, aber er läßt sich nicht überhören. Die Vielzuvielen werden aufgerüttelt, die Unzufriedenen, Räuber und dergleichen zur Selbstbestimmung aufgerufen. Ich liebe ihn — trotz alles Grauens, trotz des unendlichen Leidens. Aber ich denke immer: niemand hat ein Recht

zu haben, wo der Kampf um höchste Güter und Ideen den einzelnen ruft. Und noch eins: Warum gönnt man einem Toten die Ruhe nicht? Ist es nicht Selbstsucht, daß man einen lieben Angehörigen nicht missen will? Groß und stolz sei auch die Frau, groß und stolz wachse das kommende Geschlecht heran — aber es arbeite und schaffe, solange es Tag ist. Unser ganzes Leben ist lebten Endes tragisch, und wer es tief faßt, kann nicht anders als tragisch empfinden. Alle Großen sind Beispiele dafür, und selbst Goethes „olympische Heiterkeit“ ist nichts als ein Wall gegen die Außenwelt, notwendig, damit er ganz sein Inneres für sich leben konnte.

Unser Trost ist, daß alles Gute fortlebt, daß alle großen Ideen wieder bei späteren — wenn auch oft sehr spät — aufgenommen werden. Alles Heldentum, in Charloles Sinne, ist unvergänglich — und nun knüpfte ich wieder an den Krieg an: von Heldentum im höchsten Sinne ist hier selten die Rede — es fehlt die Bewußtheit, die innere Freiheit im Handeln, meist ist ja ein mehr oder weniger klares Gefühl vorhanden. Der Sinn des Opfers und der Wert des Opfers ist selten objektiv erkannt. Deswegen Vorsticht mit Heldentum — manche Frau zu Hause hat es mehr, als hier der Soldat; und ehrlich wollen wir ja sein, wie ich sagte. Dies alles Dir deswegen, weil Du mich verstehst, und damit Du auch einmal etwas anderes hörst . . .



Wildschweinjagd in den Karpathen.

Von Ernst Ritter von Dombrowski.

Wer hätte je gedacht, daß der Uszokpaß einmal zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangen und in aller Munde leben würde! Es gibt in Europa wohl wenig stillere, abgelegene Winkel als diesen Sattel in dem gewaltigen Bergwall, der Galizien von den Ländern der ungarischen Krone scheidet, und bisher verirrt sich nur selten ein einzelner Wanderer in das weltfremde Waldparadies; höchstens irgend ein Holzspekulant, der zumeist bald wieder abzog, weil die Natur hier noch vor Ausbeutung schlüft, was sie in verschwenderischer Laune erstehen und vergehen und wieder erstehen läßt; oder dann und wann ein Jäger, der in weidmännischer Andacht einen grünen Bruch für einen Urhirsch, ein Hauptschwein oder einen Bären zu pflücken kam. Nun aber sind plötzlich an Stelle der einzelnen Wanderer Tausende, Zehntausende abenteuerlicher Gäste aus dem Herzen Rußlands, dem Kaukasus, Ural, aus den Steppen am Kaspischen Meer und aus den Tundren Sibiriens getreten, Salvenfeuer, das harte, kläffende Geknatter der Maschinengewehre, das schwere Dröhnen der Geschütze, das Heulen und Pfeifen und gellende Aufkreischen der Granaten und Schnapnels durchtönen die friedlichen Waldtäler, ihre kleinen Ansiedlungen liegen in Trümmern, und die Namen, die auf goldenen Blättern meines Jagdbuches verzeichnet stehen, hat nun die Weltgeschichte mit blutigen Runen in ihre ehernen Tafeln eingegraben . . .

Es sind gerade fünfundzwanzig Jahre verflossen, seit mich mein Trapperleben zum erstenmal in die Gegend westlich des Uszokpases geführt hatte. Der langwierigen Bahnreise über Budapest und Ungar war von der Endstation Nagy-Berezna aus eine vierstündige Fahrt in einem mit zwei kleinen, struppigen, aber ausdauernden und raschen Huzulenpferden bespannten Schlitten, dann ein gemütlicher Abend in der Oberförsterei und eine kurze, wohlthuende Nachtruhe gefolgt, und nun zogen wir bergwärts in dem unfagbaren Hochgefühl des echten Jägers, der für einige Zeit alle Fesseln der Kultur abgestreift hat und sich ganz dem Zusammenleben mit einer freien, ungebändigten Natur hingibt.

Hoher brüchiger Schnee, harter Frost, es klirrt unter jedem Tritt. Bleischwerer Nebel leitet die klare Vollmondnacht zu einem schläfrig anbrechenden Morgen über, und

der schwere Dunst formt sich um Halm und Strauch zu glitzerndem Geschmeide, das in der nach langem, stummen Ringen glastend durchbrechenden Sonne den ganzen schweigenden Urwald in ein schimmerndes Feenreich verzaubert. Anfangs führt ein Pfad zwischen Buschwald und weiterhin zwischen gewaltigen Buchen und Tannen hindurch, dann aber biegen wir seitlich in den Lauf eines kleinen, hart zugefrorenen Baches ab, und da will jeder Schritt erkämpft sein. Wir winden uns zwischen üppig aufdrängendem Unterwuchs durch, den der letzte Schneefall in ein Zeltlager verwandelt hat, jede der jungen Tannen formt eine weiße Pyramide, aus der nur am Gipfel eine zackige grüne Standarte aufragt; alle Augenblicke hemmt ein quer über dem schluchtartigen Einschnitt gestürzter moderner Stamm das Vordringen, und nach drei Stunden mühseligen Aufstieges haben wir kaum ebensoviel Kilometer zurückgelegt. Aber wir sind am Ziele, der Oberförster weist mir meinen Stand an und flüstert mir zu, er wolle sich noch einige hundert Schritte weiter oben anstellen. Etwa zehn Minuten lang höre ich noch seine Schritte im krachenden Schnee, dann ist es still, so still, daß man zusammenschritt, wenn sich irgendwo ein paar Eiskristalle knisternd von einem Zweig lösen oder die Borke eines Stammes im Frost leise aufstöhnt. Wiederholt wandert die Uhr aus der Tasche, endlich weist der Zeiger auf Mittag, das ist die Stunde, zu welcher die Treiber, die gleichzeitig mit uns in anderer Richtung aufgebrochen waren, mit dem Abjagen eines langgedehnten Höhenrückens gegen uns hin beginnen sollen. Eine Stunde verrinnt in angestrengtem Laufchen, eine zweite folgt ihr, nichts wird hörbar als immer wieder, in der strahlenden Sonne unmerklich anschwellend, die leise Symphonie des Rauhreifses. Da — ein ferner, halb verlornener Ton — nach kurzer Frist in rascher Folge wiederholt — der Afford der drei mitgenommenen Bracken, die anscheinend scharf gegen mich her jagen. In dem graben- und schluchtenreichen Terrain verstummen die hellen Laute mitunter, um dann, wenn die Haß eine Kante erreicht hat, wieder deutlich herüberzuklingen, und jetzt hat sie den glatten Hang vor mir erreicht, jetzt vermag ihr das geübte Ohr schon ununterbrochen zu folgen. Wer diese Musik nie auf einsamem Stand im verschneiten Urwald gehört hat, der ahnt nicht, was sie dem Jäger bedeutet, wie sie alle Sinne aufspeischt und das Blut siedend heiß durch die Adern treibt! Es ist das ja eine ganz andere Jagd, ein ganz anderes Wild als in unseren Kulturgegenden, wo auch das Weidwerk längst zahm und verflacht ist, es naht ein Augenblick höchster Weidmannslust, den das Leben vielleicht nur ein einziges Mal bringt, denn was da im krachenden Schnee und prasselnden Bruchholz in wilder Fahrt herantobt, ist vielleicht einer jener urigen Recken, wie sie unsere Vorfahren mit Hahnrüde und Ger gejagt, wie sie heute selbst hier im Hochkamm der Karpathen fast schon zur Sage geworden sind! — Hinter der Jagd, die mit wechselndem Jagd- und Standlaut näher und näher rückt, werden einzelne langgezogene Rufe der ruthenischen Treiber laut, ab und zu schallt der dumpfe Knall eines blinden Pistolenschusses herüber, der ganze Wald scheint lebendig geworden, und nun ist der große Augenblick gekommen. Jenseits im ansteigenden Hang füllt sich eine Lücke zwischen zwei riesigen weißgrauen Buchenstämmen mit einer Wolke aufsteigenden Pulverschnees und in der nächsten Sekunde taucht ein Bild auf, das Wort und Stift nie in seinem gewaltigen Eindruck wiedergeben können: da steht der Keiler, ein schwarzes Ungeheuer, fast stachelig erscheinend mit den gestäubten Federn des Kammes, wie Stahl auf Stahl schlagen die elfenbeinweißen halbmondförmigen Waffen in dem schäumenden Gebräch aneinander und die wuchtigen Läufe stampfen den Boden, immer neue Schneefäulen aufwirbelnd, während die Hunde, geifernd in gierender Wut und doch halb rasend vor Angst, hierhin und dorthin sehen, auf eine Blöße des übermächtigen Segners lauern. Seltfam — vor diesem kaum dreißig Schritte entfernten Bild legt sich plötzlich das Fieber, eiserne Ruhe jocht die Sinne und jede Muskel, ohne Wanken richtet das Büchsgewehr sein schwarzes Auge zwischen die funkelnden Lichter des Keilers, und nun zischt ein Feuerstrahl in den tobenden Kampf.

Alles verschwindet im Schneewirbel, dann bellen die Hunde jauchzend auf, von allen Seiten schießen brüllend riesige Gestalten mit schwarzen Schafpelzen herbei, und vor den flimmernden Augen erscheint eine Hand mit einem grünen Bruch und der Oberförster ruft: „Weidmannsheil — das ist einer von unseren Ketten . . .!“

Auf dem Heimweg überrascht uns die Nacht, blaugleichend im flutenden Mondlicht, und wie wir wieder am lohenden Kaminfeuer sitzen, ist alles verslogen wie ein Traum, wie eine lebende Vision aus längst entschwundener reckenhafter Vergangenheit. — Ein Vierteljahrhundert ist es nun her seit jenem Tag, und die nach Mannestat verlangende Jugend ist welk und siech geworden, die Hand zittert, die damals den kleinen bleiernen Sendboten beflügelte hat; wäre es anders, dann hätte ich heute nicht die Feder in der Hand, dann stünde ich auch irgendwo in jener herrlichen Wildnis auf starrer Wacht. Weidmannsheil allen, denen es vergönnt ist, in grimmer Jagd den türkischen Feind von ihren Grenzen zu hegen!



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Deutsche Worte.

Die heiße Arbeit und die strenge Jugend!
Das Kreuz genommen,
Nun ist gekommen
Sie rief der Herr, gebändigst Lust der Jugend!
Nicht mehr auf Rosen
Soll sich im Sonnenschein die Freude betten;
Wo Waffen tosen
Und Kämpfe ringend sich an Kämpfe fetten,
Da sei dein Leben!
Das sei dem Mann zum höchsten Trost gegeben!

Ernst Moritz Arndt.

So sterben deutsche Söhne.

(Brief eines achtzehnjährigen Kriegsfreiwilligen, einzigen Sohnes einer Witwe, der am 6. Januar bei Neuport gefallen ist.)

Liebe, gute Mutter!

Im Bereich der ersten Schüsse schreibe ich Dir diese Karte. Angesichts der Gefahr danke ich Dir für alles Gute, was Du mir Zeit meines Lebens erwiesen hast. Nimm es als eine Fügung Gottes hin und preise Dich glücklich, wie ich mich glücklich preise, das Feuerste für das Vaterland dahingegen zu haben. In inniger Liebe grüßt und küßt Dich zum letztenmal, viel, viel tausendmal.

Dein dankbarer Sohn Felix.

Abendlied im Feld.

Nun komm, du stille Nacht, herein,
Du Mondenschein, du Sternenschein,
Umaläst die finstre Erde.
Von fern weht noch ein Wanderlied,
Wo eine Schar nach Westen zieht,
Kanonen, Mann und Pferde.
Heb ich den Kopf, so seh ich auch
Von Feindesfeuern weißen Rauch
In weiter Ebne schweben.
Inmitten ist ein dunkler Strich,
Da hat der Tod sein Reich für sich
Und zielt uns nach dem Leben.
An kleiner Hügel dunkler Reich
Dängt lang mein Blick und flieht vorbei:
Schläft wohl, ihr Kameraden!
Nach Osten in die Weite geht
Mein Herz, bis es in Deutschland steht;
Es schleicht auf Liebespfaden.

Ich klopf an keiner Frauen Thür,
Ein heiliger Begehren spür
Ich tief mein Herz durchhauen.
Du deutsches Land, Berg, Tal und Au,
O könnt ich dich wie eine Frau
In beide Arme drücken!

Du schläfst — ich seh das weite Land
In Mondenbelle ansaefpannt.
Da faßt mich iah Erschrecken!
Und westwärts heb ich mein Gewehr.
Nun schlaf — es wacht dein heilig Meer.
Und niemand darf dich wecken!

Will Vesper (in der „Jugend“.)

Ein Held aus Kindesliebe.

Ein Militärarzt, der an der Ostfront tätig ist, erzählt in einem Brief nach Hause ein kleines Erlebnis, das menschlich interessieren darf und vielleicht gar Stoff zu einer romantischen Novelle geben könnte. „Dachte da heute morgen,“ berichtet der Brieffschreiber, „ein Junge bei uns auf, fünfzehn bis sechzehn Jahre alt, in Zivil mit Soldatenmütze, und verlangt untersucht zu werden, ob militärtauglich. Wir waren neugierig und fragten ihn aus. Er erzählte folgende romantische Geschichte, die, soweit wir Erkundigungen einziehen konnten, wahr ist. Sein Großvater ist Hauptmann. Sein Vater, von diesem verstoßen, lebt in Köln als Kellner. Er hat dem Jungen die Idee beigebracht, daß er in diesem Kriege sich so auszeichnen müsse, daß sein Großvater bereuen müsse, an dem Enkel keinen Teil zu haben. So ist er also mit der 19. Artillerie, glaube ich, mitgelaufen, hat in Belgien und Ostpreußen Munition getragen und war in Südpolen, stolz auf einem Pony reitend, da die Pferde ihm zu groß waren. Er sah den Kanonieren zu, und lernte allmählich mit Geschützen umgehen. Bei Patomietz fiel die gesamte Geschüßbedienung. Darauf feuerte der Junge allein aus seiner Kanone, wie er es von den anderen gesehen hatte, mitten im Schrapnellregen (Streifwunden konnte er aufweisen). Als alles zurückging, blieb er allein da, flüchtete die zerschossenen Räder und holte ein paar Bauern, die mit ihren Pferden die Kanonen zurückbringen mußten. Auch an späteren Gefechten bei den Oesterreichern nahm er teil, bekam wie alle Kanoniere die Tapferkeits-Medaille, die er uns zeigte, und für die oben beschriebene Tat erwartet ihn das Eisene Kreuz. Sein Major schickt ihn nun zurück, um ihn regulär als Kriegsfreiwilligen einstellen zu können. Scheint fast unglaublich, daß solch ein Kind, noch fast spielend, Taten vollbringt, die manchem Mann unmöglich scheinen.“



Luftige Ecke.

Lebten da einst in St. Joseph, Missouri, zwei berühmte Geizhälse — zwei alte Junggesellen. Der ältere Geizhals besuchte eines Abends spät den jüngeren und fand ihn im Dunkeln sitzen. Als er indessen erfuhr, daß ein Hypothekenbrief durchgesehen war, steckte er eine kleine Kerze an. Aber sowie das Dokument durchgesehen war, blies er die Kerze wieder aus. „Warum taten Sie das?“ fragte sein Gast, ein bißchen beleidigt. „Aber, mein lieber Herr,“ war die Entgegnung, „können wir nicht ebenso gut im Dunkeln reden? Ganz gewiß können wir das, und bedenken Sie doch, wie das die Kerze erspart.“ — Sie redeten also weiter — Geld, Geld, Geld. Aber der Hausherr vernahm seltsame Geräusche aus der Richtung seines Besuches — ein eigenartiges Knarren des Stuhles und Rascheln — und sagte endlich: „Was machen Sie denn da eigentlich?“ — „Ei,“ entgegnete der andere, „es ist dunkel, und niemand kann mich sehen; da dachte ich, ich wollte nur mein Beinleid ausziehen, um es zu schonen.“

Als der alte Herr, der auf der glatten Rodelbahn ausgeglitten war, sich wieder auf die Beine gestellt hatte, wurde er von dem schadenfrohen Gelächter einer Horde Knaben begrüßt. Im Begriff, der unartigen Gesellschaft eine Standpauke zu halten, hielt er inne, als er einen Knaben bemerkte, dessen Miene alles andere als erfreut ausah. „Mein Junge,“ sprach er zu ihm, du bist der einzige anständige Kerl in der Rasselbande. Hier hast du einen Groschen. Nun sage mir mal, warum du nicht auch gelacht hast, wie deine Kameraden?“ — „Ach, Herr,“ erwiderte der Kleine und verfenkte die Münze in seine Tasche, „ich hatte gerade den Rücken gewandt und habe den Spaß nicht gesehen.“